



SOFIA BLIND

Wörter, die es **nicht**
auf Hochdeutsch gibt

VON ANSCHEUSELN BIS ZURÜCKDUMMEN

MIT ILLUSTRATIONEN VON
NIKOLAUS HEIDELBACH

DUMONT

Vor-Wort: Leusorg

Leusorg war das erste Wort. Es leuchtete von einem Buchrücken in der Sennerei des Großen Walsertals, und ein wenig Nachblättern zeigte: Diesen Ausdruck gibt es wirklich nur dort, Biologen würden sagen: ein endemischer Begriff. Die Einheimischen haben ein eigenes Wort für die Angst vor der Lawine, der *Leu*, weil im Lauf der Jahrhunderte immer wieder furchtbare Lawinen von den steilen Hängen herabgerauscht kamen.

Damit fing das Ganze an.

Seitdem sind Hunderte von *Wörtern*, die es nicht auf Hochdeutsch gibt, dazugekommen – Begriffe, die keine Entsprechung in der deutschen Standardsprache haben, sondern umschrieben werden müssen. Diese Wortschätze stammen aus den unterschiedlichsten Ecken des deutschen Sprachraums: aus Dialekten wie Pfälzisch, Bairisch oder Berndeutsch, aus dem österreichischen und Schweizer Sprachgebrauch und aus dem Plattdeutschen, das bekanntlich kein Dialekt ist, sondern eine eigene Sprache. Ich

fragte Bekannte, schrieb Fachleute an, bekam Vorschläge zugeschickt, sichtete Wortlisten, blätterte Wörterbücher durch. Eine Lawine aus Wörtern drohte mich zu überrollen, Anflüge von *Leusorg* setzten ein, und das Aussortieren begann.

Zuallererst mussten natürlich all die – teils bildschönen – Begriffe weichen, die sich problemlos durch ein hochdeutsches Wort ersetzen lassen. So klangvoll *Plüschmors* und *Breschtlingsgälz*, *Oackkatzschwöaf* und *Chuchichäschkli* auch daherkommen: Hummeln, Erdbeermarmelade, Eichhörnchenschwänze und Küchenschranke gibt es nun mal auch auf Hochdeutsch. Genau wie *Karfiol*, *Kukuruz* und *Paradeiser* schlicht Austriazismen für Blumenkohl, Mais und Tomaten sind (die ob ihrer Schönheit eine gesamtdeutsche Verbreitung verdient hätten). Weggefallen sind auch die vielen wunderbaren Bezeichnungen für landwirtschaftliche Gerätschaften (*Buff sack!* *Schnäddere!* *Hüserbalken!*),

alte Gebräuche und lokale Leckereien vom Lautsitzer *Schleißküchel* bis zum Südtiroler *Schlutzkrappen*.

Außerdem fehlen die ebenso zahlreichen wie blumigen Begriffe, mit denen wir unsere Nächsten zu schmähen pflegen – schon allein deshalb, weil ihre Vielfalt unüberschaubar ist. Wer könnte sich schon zwischen all den Juwelen des deutschsprachigen Schimpfwortschatzes entscheiden, fantasievollen Beleidigungen wie *Knasterbart* und *Klödderbüttl*, *Schmierlapp* und *Nieselpriem*, *Mömmesfresser* und *Olwernoppel*, *Allmachtsbachl* und *Schnarchzapfen*, *Halbdackel* und *Tüpfelschiisser*, *Gifthaferl* und *Zwiderwurzn*, *Aufpudler* und *Tschatterer*?

Und dann gibt es natürlich noch die Wörter, die nicht nur unübersetzbar, sondern auch unerklärlich sind. Was den Wiener *Schmäh* wirklich ausmacht, verstehen nur die Wiener – und selbst die sind manchmal *schmähstad*, wenn ihnen der Schmäh ausgeht. Das schöne Wort *fei* hat keinen definierbaren Inhalt; es dient einzig dem Zweck, süddeutschen Sätzen Glanz und Nachdruck zu verleihen. Die Schweizer Universalvokabeln *gäbig* und *verheben* sind so vielfältig einsetzbar,

dass ihr Sinn dem Zugriff Außenstehender entgleitet. Auch die feinen Abstufungen alpenländischer Amouren – von *Gschpusi* und *Gschläik* über das *Matschakerl* und den *Tschamsterer* bis zum *Puderant* – sind ohne eigene empirische Erfahrungen schwer zu klassifizieren.

Weitere Wortkandidaten, die in der Endauswahl weggefallen sind, seien hier wenigstens kurz gewürdigt: das österreichische *Gfrett* (eine fummelige, nervige Aufgabe), die fränkische *Sitzweil* (vergnügendes Herumsitzen), das lippische *Mülmern* (Staub aufwirbeln), der alkoholisiert am Steuer sitzende Schweizer *Blaufahrer* und der Hamburger *Mitschmacker*, der Kinder mittels freundlicher Worte »mit sich schnackt«, heutzutage eher im Internet als auf dem Spielplatz. Nominiert waren auch der steirische *Dattara* (ein gebrechlicher, tatteriger alter Mann), das badisch-schwäbische *höpfelig* (so ungeduldig, dass man förmlich auf und ab hüpfte), das Südtiroler Verb *tschingelen* (angebrannt riechen), die bairische Metapher *derlebert*, »zerlöchert«, für »extrem durstig« und die poetische fränkische Zeitangabe *zwischenlichten*, in der Abenddämmerung.

Dieses Buch enthält also nur ein kleines, überaus subjektives und unsystematisches (aber immerhin geografisch einigermaßen breit gestreutes) Sammelsurium von gut fünfzig Wörtern.

Diese Auswahl ist naturgemäß lückenhaft; vor allem aber ist sie unwissenschaftlich. Dies ist kein Wörterbuch. Unsere sogenannten großlandschaftlichen Dialektwörterbücher sind ehrfurchtgebietende, über Jahre oder gar Jahrhunderte hinweg erarbeitete wissenschaftliche Sammlungen des deutschen Sprachschatzes, staunenswerte Zeugnisse von Fachwissen und Fleiß. Dialektforscherinnen und -forscher haben Tausende von Menschen befragt, Tonaufnahmen und Karteikarten gesammelt, Wortlisten erstellt, Karten gezeichnet (wer sich näher damit befassen will, findet im Anhang eine kleine Bibliografie). Ungefähr drei Dutzend mehrbändige Nachschlagewerke, vom *Badischen* bis zum *Westfälischen Wörterbuch*, verzeichnen den Wortschatz einzelner Gebiete, Sprachatlanten illustrieren Sprachgrenzen und Verbreitungsgebiete: Wo verläuft die Grenze zwischen »das« und *dat*, zwischen »Apfel« und *Appel*? Wo heißt die Karotte »Möhre«, wo »Gelbe Rübe«? Das erstaunlichste

Beispiel für solche regionalen Varianten dürfte das kleine Küchenmesser sein – nach einer Bestandsaufnahme der *ZEIT* trägt es um die hundert verschiedene Lokalnamen, darunter Wortschätze wie *Schlawitzerchen*, *Froschgieke*, *Hümmelchen*, *Grottschnapper* und *Schneidteufel*.

Womit wir bei einem weiteren Thema wären: den lokalen Aussprachevarianten und Schreibweisen. Heißt es *Schneidteufel* oder *Schneiddaifala*? Sagt man *Döntjes* oder *Dönekes*, *Hornske* oder *Hornzsche*, *Dämmse* oder *Demsche*? Schreibt man *Blötsch* oder *Plötsch*, *Geheischnis*, *Gehäugnis* oder *Jehöschness*? Im Folgenden wird im Zweifelsfall die Schreibweise der großen Dialektwörterbücher verwendet, bei Wörtern, die dort nicht verzeichnet sind, die leserlichste Variante. Hier gibt es oft kein klares Richtig oder Falsch – ich bitte um orthografische und lexikalische Toleranz. Auch die Angaben zur Herkunft der einzelnen Begriffe sind angesichts unserer unendlich vielfältigen Sprachlandschaft nur als ungefähre Hinweise zu verstehen, nicht als empirisch ermittelte Verbreitungsgebiete.

Die Dialekte, Lokalsprachen und Herkunftsregionen sind umgangssprachlich, nicht wissen-

schaftlich benannt, also »Vorarlbergerisch« statt Niederalemannisch oder gar Westoberdeutsch, »Kölsch« statt Ripuarisch und »Saarländisch« statt Rhein- oder Moselfränkisch. Der riesige bairische (mit zwei i!) Sprachraum umfasst Bayern und fast ganz Österreich, deshalb sind bairische Wörter nach ihrer Herkunft als »Bayerisch« und/oder »Österreichisch« aufgeführt.

Wer genau hinliest, wird außerdem merken, dass keine Berliner Ausdrücke vorkommen – das liegt schlicht daran, dass Berlin als Hauptstadt so lange stil- und sprachprägend war, dass uns das dortige Vokabular von *Bammel* bis *Bulette*, von *dufte* bis *knorke*, von *mittenmang* bis *jottwede* vertraut ist.

Damit genug der Vor-Wörter. Ich hoffe, dass dieses Buch der einen oder dem anderen ein charmantes oder boshaftes, witziges oder nützliches Wort zur Erweiterung des eigenen Wortschatzes liefern wird. Dass es den vom Aussterben bedrohten Dialekten ein wenig Auftrieb gibt. Und dass all diejenigen, die ihr Lieblings-

wort nicht finden, sich von anderen Begriffen trösten lassen.

Tschüs, ade, pfiat euch, tschau,
Sofia Blind

PS: Und was ist mit den *Fisimatenten*? Kein anderes Wort wurde so häufig vorgeschlagen, stets mit der – vermutlich falschen – Erklärung, es leite sich vom »*Visitez ma tente*« der französischen Soldaten ab, einem anzüglichen »Wollen Sie mein Zelt besichtigen?«, weshalb den Mädchen zu Hause aufgetragen worden sei, »keine Fisimatenten« zu machen. Die Fisimatenten tauchten auf plattdeutschen und thüringischen Wörterlisten auf. Sie wurden mir aus Dresden als Sächsisch, aus Karlsruhe als Badisch und aus Düsseldorf als Rheinisch gemeldet. Und sämtliche Fisimatenten-Fans waren der festen Überzeugung, diesen Ausdruck gäbe es ausschließlich bei ihnen in der Gegend. Das Gegenteil scheint der Fall zu sein: Man kennt ihn (fast) überall.

Adabei

SUBSTANTIV, MÄNNLICH, ÖSTERREICHISCH UND BAYERISCH

*Bei gesellschaftlichen Anlässen
stets anzutreffender Mensch*

In München sind sie fester Bestandteil des Bussi-Bussi-Biotops: die *Adabeis*, die immer und überall – gerne auch uneingeladen – auftauchen, weil sie »auch dabei« sein wollen. Spätestens seit der legendären Fernsehserie *Kir Royal* gehört der Adabei zum Münchner Vokabular und Society-Leben – ein B-, C- oder Gar-nicht-Promi, der sich mit Hingabe dem eigenen Aussehen und Ausgehen widmet und auf eine Erwähnung in den Klatschspalten hofft. Erfunden wurde dieses gemeine Wort allerdings in Österreich: »Ohne Herrn Adabei kann und darf in Wien nichts geschehen«, schrieb Adolph Wimmer schon 1892 in *Wien und die Wiener*. Auch die *Schickeria*, der Lebensraum des Adabeis, dürfte eine österreichische Wortschöpfung sein: Angeblich erfand der in Österreich geborene Schriftsteller Gregor von Rezzori das Wort 1963 für seinen *Idiotenführer durch die deutsche Gesellschaft*.



Bruddeln

VERB, BADISCH UND SCHWÄBISCH

Leise vor sich hin schimpfen

Das *Bruddeln* ist dem Schmollen verwandt: Wir bruddeln, wenn wir unseren Willen nicht durchsetzen konnten, wenn wir uns übergangen fühlen oder wenn wir ganz generell unzufrieden sind mit dem Gang der Dinge. Anders als das Schmollen ist das Bruddeln allerdings nicht lautlose, sondern halblaut »brodelnde« Auflehnung, gern unverständlich gemurmelt. Der Vater bruddelt, wenn der Familienrat für Strandurlaub gestimmt hat statt für seine geliebten Berge; das Kind bruddelt, wenn es die doofe Regenjacke anziehen soll, obwohl es fast gar nicht regnet. Bruddeln ist, anders als das Schimpfen, Zetern oder Keifen, nicht auf Kommunikation ausgerichtet, nicht auf Verstandenwerden. Es ist ein einsamer Vorgang, ein leises Sich-Luft-Machen gegen die Widrigkeiten, die einem von der Welt und anderen Menschen zugemutet werden. Zu den Meistern des Bruddelns gehören kleine Kinder, aber auch ältere Herren, die *Grantlhuber*. Und um festzustellen, ob es sich bei einer Wortäußerung um Gebruddel handelt oder nicht, genügt eine schlichte Testfrage: »Was hast du gesagt?« Bei echtem Bruddeln lautet die Antwort: »Nichts.«



Chröömle

VERB, ZÜRICHDEUTSCH

*Etwas Kleines für wenig Geld kaufen,
z. B. am Kiosk*

Zitronengelb, himbeerrosa, orange, waldmeistergrün oder colabraun: Brausestangen gab es zu zwei Pfennig das Stück. Steinharte Goggi-Fröschli für fünf Rappen. Seidenzuckerln um einen Schilling. Ob in Deutschland, in der Schweiz oder in Österreich: Als Kinder haben wir wohl fast alle unser Taschengeld für Süßkram ausgegeben. Aber nur die Schweizer haben dafür ein eigenes Verb: *chröömle*. »Krämern« können die Kinder auch heute noch, jedenfalls dann, wenn sie ihren Schulweg zu Fuß zurücklegen dürfen: Eine statistisch überaus unrepräsentative Stichprobe ergab, dass im Sommer 2018 beim Bäcker im Westerwald einzelne Brause-Kaubonbons für drei Cent und Kaugummis für zehn Cent zu haben waren.

Auch das Schweizer Goggi-Fröschli, ein froschförmiges Bonbon mit Cola-Geschmack, gibt es noch. Allerdings hat es Karriere gemacht: Inzwischen trägt es den offiziellen Titel »Kulinarisches Erbe der Schweiz« und kostet am Kiosk taschengeldunfreundliche zwanzig Rappen.



Doadeln

VERB, BAYERISCH

Dem Tode nahe sein

Bemerkenswerterweise fallen die Wörter »Tod« oder »tot« in Zusammenhang mit dem Sterben relativ selten; in Todes-, nein!, Traueranzeigen kommen sie praktisch nicht vor.* Diskret ist vom »Abschiednehmen« die Rede, vom »Entschlafen«, vom »Gehen«:

Der Vater ist von uns gegangen, ein erfülltes Leben ging zu Ende, die geliebte Großmutter ist heimgegangen. Im bairischen Sprachraum ist man da weniger skrupulös. Wenn ein Mensch schon mit einem Bein im Grab steht, heißt es, er oder sie *doadelt* (und ein besonders kränkliches Kind nennt man in Österreich gemeinerweise *Krepiertl*, das darf man wirklich nur ganz, ganz leise schreiben ...).

Es »totelt« aber auch an Orten, aus denen (fast) alles Leben gewichen ist: auf Rügen im Winter, in spanischen Restaurants vor zehn Uhr abends, in Museen am Montag. Und natürlich in Thomas Manns *Zauberberg*: Seine lungenkranken Romanfiguren führen aufs Eleganteste vor, wie es sich stilvoll doadelt.

* In 62 durchgesehenen Traueranzeigen der *FAZ* vom Oktober 2018 nur vier Mal.



Miendientje

SUBSTANTIV, NEUTRUM, PLATTDEUTSCH

*Stab, der an der Supermarktkasse die Waren
der Kunden voneinander trennt*

Auf ewig ziehen diese länglichen Dinger an der Supermarktkasse ihre Runden, erst längs in blechernen Rinnen nach hinten geschoben, dann quer auf einem Gummilaufband wieder nach vorne wandernd. Dennoch haben sie es in der Alltagssprache nie zu einem rechten Namen gebracht. Man greift sie sich wortlos, und wer eines braucht, fragt die Kassiererin höflich, ob sie vielleicht »so ein Ding« herüberreichen könne. Unsere Einzelhandelskonzerne haben sich das Wort »Warentrennstab« ausgedacht – ein bürokratisches Ungetüm, das wohl nur in Ausnahmefällen die Lippen eines lebenden Menschen passiert. Viel schöner ist die plattdeutsche Wortschöpfung des *Miendientje*. Mit diesem geradezu possierlichen Wort gewinnt das schnöde Geschehen auf dem Warenband eine poetische Qualität; das Einge kaufte trennt sich säuberlich in Mein und Dein, das hässliche Plastikteil verwandelt sich in ein nettes »Meindeinchen«, und das Einkaufen wird vielleicht ein klein wenig erfreulicher.

